Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

Band: 4 (1900)

Buchbesprechung: Bücheranzeigen = Comptes rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bücheranzeigen. — Comptes rendus

Dr. J. Hunziker, Das Schweizerhaus nach seinen landschaftlichen Formen und seiner geschichtlichen Entwicklung dargestellt. Erster Abschnitt: Das Wallis. Aarau (H. R. Sauerländer & Co.) 1900. Lex. 8⁰, XII + 240 Seiten, 331 Abbildungen. — Preis 12 Fr.

Ein mächtiges Schaffen und Drängen hat sich in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete einheimischer Kulturforschung und Volkskunde bemerkbar gemacht. Allüberall regt sich ein kräftiges Streben und Erfolge reihen sich an Erfolge, seit der Dilettantismus einem ernsten wissenschaftlichen Forschen Platz gemacht hat. Freilich können wir einstweilen nur von guten Anfängen reden und selbst diese befinden sich auf den einzelnen Gebieten in ganz verschiedenen Stadien von Vorgerücktheit. Namentlich fehlt es noch vielfach an zusammenfassend-entwicklungsgeschichtlichen Darstellungen. Zu einer schweizerischen Rassenkunde sind bei aller Anerkennung, die den Arbeiten von His, Rütimeyer, Kollmann, Studer, Bannwarth gezollt werden muss, erst vorbereitende Arbeiten getroffen; auch eine Darstellung der Prähistorie unseres Landes wird erst abgeschlossen werden können, wenn einmal die an allen Enden in Angriff genommenen Ausgrabungen weiter gefördert und die so verdienstvollen prähistorischen Karten für jeden Kanton hergestellt worden sind; eine allgemeine deskriptive, vergleichende, geschichtliche Mundartengrammatik steht noch immer aus, während der gesamte schweizerdeutsche Wortschatz in dem überaus reichhaltigen Idiotikon bereits eine Sammelstätte gefunden hat; von der Kirchengeschichte haben Gelpke und Egli nur die frühmittelalterlichen Verhältnisse zusammenhängend geschildert; eine Rechts- und Wirtschaftsgeschichte ist trotz den vielen vortrefflichen lokalen und sachlichen Monographien immer noch nicht in Angriff genommen worden, die Rahn'sche Kunstgeschichte schliesst mit dem Ausgang des Mittelalters ab, und die Fortführung der Litteraturgeschichte bis in die Neuzeit ist durch den leider allzufrühen Tod Bächtolds wieder auf Jahre hinausgeschoben worden; was endlich die ausserhalb von Kirche, Recht, Wirtschaft, Kunst und Litteratur fallenden Lebensäusserungen des Schweizervolkes betrifft, die nach Entwicklung strebende Kultur und die im Volksgeiste ruhenden volkstümlichen Sitten und Anschauungen, so ist Vereinzeltes schon in grosser Masse vorhanden; aber eine zusammenfassende Schilderung oder gar eine Geschichte

ist bis jetzt weder hier noch dort in Angriff genommen worden. Speziell auf dem Gebiete der Volkskunde wäre eine kompendiöse Darstellung als Wegleiter für die zahlreichen Freunde schweizerischer Volkssitte dringend zu wünschen; ähnlich ungefähr, wie es E. H. Meyer für das gesamte deutsche Gebiet unternommen hat (s. Archiv II 183). Freilich, ohne gründliche, auf zahlreichem Einzelmaterial aufgebaute Vorarbeiten könnte ein solches populärwissenschaftliches Buch nicht geschaffen werden, und besonders bedürften die anthropologischen, ethnologischen, rechts- und wirtschaftsgeschichtlichen Verhältnisse der Schweiz einer eingehenden Durchforschung, bevor ihnen das für die Volkskunde Wichtige entnommen werden könnte.

Eines der wichtigsten Kapitel der ethnologischen Volkskunde ist die Hausforschung. Schon seit Jahrzehnten beschäftigt sich Prof. Dr. J Hunziker in Aarau mit diesem Gegenstande und hat durch seinen unermüdlichen Eifer und seine Energie ein so gewaltiges Material aus allen Gegenden zusammengebracht, dass er sich nun in den Stand gesetzt sieht, eine erschöpfende Beschreibung und Entwicklungsgeschichte der schweizerischen Hausformen in Angriff zu nehmen. Als erste reife Frucht seiner Bemühungen begrüssen wir das eben erschienene Buch mit aufrichtiger Freude und warmem Dank. Es liegt eine wahre Riesenarbeit in diesem Werke; und doch, wie leicht und angenehm hat der Verfasser uns den so spröden Stoff vorzuführen gewusst! In Form eines Reiseberichtes durch das schöne und interessante Wallis werden wir fast spielend auf die reich variierten Gestaltungen der dortigen Haustypen aufmerksam gemacht; wir wandeln mit dem Verfasser durch das warme Gelände des untern Rhonethals, wo das jurassische Haus heimisch ist, bis hinauf in die weltentlegensten Winkelchen wilder Alpenthäler mit ihrem burgundischen Typus, wir lernen unser Augenmerk auf die kleinsten charakteristischen Eigenheiten bäuerlicher Hauskonstruktion und rudimentärer Kunst richten, wir lernen „sehen", da wo wir zuvor blind vorübergegangen sind Als ganz besonderes Verdienst müssen wir es H. anrechnen, dass er auf die Nomenklatur der Hausteile ein so grosses Gewicht gelegt hat; mit Recht betont er den hohen Konservatismus der Sprache, der uns heute noch die Erinnerung an Bauformen bewahrt, die seit Jahrhunderten aus der Wirklichkeit verschwunden sind; „die Sprache allein kontrolliert auch in letzter Instanz den Funktionswert des einzelnen Baugliedes." So arbeiten sich der Techniker, der Historiker und der Sprachforscher gegenseitig in die Hände

Für das ganze Werk ist folgender Plan vorgesehen, der in seiner Ausarbeitung nach des Verlegers Aussage bereits druckfertig vorliegt. 1. Das Wallis, 2. Das Tessin, 3. Graubünden nebst Sargans, Gaster und Glarus, 4. Die Nordostschweiz, 5. Die Innerschweiz, 6 Das Berner Oberland nebst dem Pays d'Enhaut, den Ormonts und dem Jaunthal, 7. Das jurassische Haus, 8. Das dreisässige Haus, und endlich als neunter und wichtigster, weil zusammenfassender, Abschnitt, eine Gesamtübersicht der ethnologischen Einzelresultate nebst einer kartographischen Darstellung der Verbreitungsbezirke schweizerischer Hausformen.

Es ist der sehnlichste Wunsch aller Freunde unserer vaterländischen Volkskunde, dass es dem Verfasser vergönnt sein möge, das grossartige Werk in ungeschwächter Gesundheit und Thatkraft zu Ende zu führen, und dass auch der Verleger, der keine Opfer gescheut hat, um das Werk seinem Inhalte gemäss würdig auszustatten und durch einen ausserordentlich niedern Preis einem grössern Leserkreise zugänglich zu machen, für seine Hochherzigkeit Belohnung finden möge.

E. Hoffmann-Krayer.

Alfred Tobler, Sang und Klang aus Appenzell. Eine Sammlung älterer Lieder für vierstimmigen Männerchor. Zweite, vermehrte Auflage. Zürich und Leipzig (Gebr. Hug & Co.) o. J. (1899). 8⁰. XX + 482 Seiten.

„Die vorliegende Auswahl von Liedern will vom appenzellischen Standpunkte aus beurteilt sein und hat den Grund ihrer Entstehung in dem oft geäusserten Wunsche, es möchte wieder mehr der alte, einfache Volksgesang gepflegt und unser Dialektgesang und das heimische Jodellied, das den Appenzellern so wol ansteht, wieder zu Ehren gezogen werden.“ So drückt sich der Herausgeber in seinem Vorworte aus und hat damit den äussern und innern Gehalt seiner schönen Sammlung gekennzeichnet. Freilich, allzu enge Grenzen werden sich hier nicht ziehen lassen, und so hat T. denn auch eine grössere Anzahl von Liedern ausserappenzellischer, ja sogar ausserschweizerischer Herkunft aufgenommen.

Ob er daran gut gethan hat, hängt von dem Standpunkte ab, den man einnimmt. Will man einer Auswahl trefflicher Kunstlieder im Volke Eingang verschaffen, so ist freilich das beste Mittel, man streut sie in eine Sammlung ächt heimischer Lieder ein; will man dagegen ein ganz treues, unverfälschtes Bild gewinnen von dem Grundcharakter eines lokal umgrenzten Volksgesangs, so verwirren solche Eindringlinge einigermassen und trüben die klare Schärfe des Bildes; zumal wenn wir nicht wissen, ob ein solches Kunstlied bereits in weitern Kreisen des Volkes gesungen wird, oder ob es der Herausgeber erst eingeführt haben möchte. Bei einigen der der Sammlung einverleibten Lieder zweifeln wir, ob sie dem Appenzellervolke je in Fleisch und Blut übergehen werden.

Das soll aber den Wert der Sammlung in keiner Weise herabdrücken, und wenn wir oben auch von einem innern Gehalte derselben gesprochen haben, so meinen wir damit gerade den grossen und mannigfaltigen Reichtum an ächt volkstümlichen Klängen, die sämtlich einen spezifisch appenzellischen Charakter tragen und in ihrer Eigenart die Grundanschauungen des Völkchens wiederspiegeln. Die Sammlung birgt wirkliche Volkslieder in genügender Anzahl, um uns von seinem Ideenkreis eine Vorstellung zu machen. Dabei ist es auffallend, dass, wie auch keine Moll-Melodien existieren, die sentimentalen Lieder gänzlich fehlen. Im Vordergrund steht das kurzstrophige Scherz- und Necklied oder dann das Schnaderhüpfel („Stomperli“). Innig-zarte Töne sind

nicht Sache des Appenzellers und wenn je einmal die Liebe zu Worte kommt, so geschieht es mehr in neckisch-tändelnder, als in leidenschaftlicher oder schwärmerischer Weise. Eigentliche Tanzliedchen sind nur spärlich belegt (Nr. 172 ff.), doch wo sie vorkommen, tragen auch sie nirgends einen heissblütigen Charakter. Der Grundzug der Liedertexte ist also ein heiterer, neckischer, harmlos-schalkhafter, der sich nur in seltenen Fällen bis zum beissenden Spott steigert. Die Musik ist dementsprechend frisch, keck, lebhaft in der Melodie, anregend im Rhythmus, und fast nirgends fehlt der Jodel. Was den letztern betrifft, war es uns interessant, zu erfahren, dass die Melodieen oft nach ihrem Urheber und sozusagen Inhaber getauft wurden (S. XIII); ein Anklang an den ritterlich-höfischen und meistersingerischen Usus.

Auf das Einzelne können wir hier nicht eintreten, so gerne wir einige besonders bemerkenswerte Stücke (wie die Kühreihen, Lockrufe u. A.) hervorgehoben und besprochen hätten.

Eines jedoch halten wir für unsere Pflicht: dem Herausgeber zu danken für seine mühevolle, Jahrzehnte umspannende Arbeit. Sie hat eine reife und erquickende Frucht gezeitigt. Die fröhlichen Sänge und Klänge, die uns aus jenen freundlich-lachenden Geländen herüberklingen, geben uns ein klareres Bild von dem eigenartigen Appenzellervölkchen, als die eingehendsten Beschreibungen seiner Sitte und Art.

E. Hoffmann-Krayer.

Dr. J. Zimmerli, Die deutsch-französische Sprachgrenze in der Schweiz. III. Teil: Die Sprachgrenze im Wallis. Nebst 17 Lauttabellen und 3 Karten. Basel und Genf (H. Georg) 1899. IV + 154 Seiten. 8⁰.

Das herrliche Rhonethal und seine Zuläufer hat je und je eine ganz besondere Anziehungskraft auf den Forscher ausgeübt; noch nie aber scheint die Thätigkeit auf fast allen Gebieten des Wissens sich so intensiv diesem interessanten Fleck Erde zugewandt zu haben, wie in den letzten zehn Jahren. Wir erinnern an die geologischen Arbeiten von Heim, Schmidt, Zeller, an die prähistorischen und historischen von Heierli, Öchsli, Wartmann, Hoppeler, an die rechtsgeschichtlichen von Heusler und an die neuesten ökologischen Forschungen Hunzikers. Das Wallis ist es auch, mit dem Zimmerli sein vortreffliches Werk über die deutsch-französische Sprachgrenze abschliesst. Der erste Teil, im Jahre 1891 erschienen, behandelte den Jura, der zweite (1895) das Mittelland, die Freiburger-, Waadtländer- und Berner-Alpen; beiden ist von der Kritik einstimmig das beste Zeugnis ausgestellt worden, ein Ruhmestitel, der durch vereinzelte und speziell sprachgeschichtliche Beanstandungen nicht geschmälert werden kann. Der dritte Teil ist in seiner Gesamtanlage gleich gehalten wie seine Vorgänger, nur dass erfreulicherweise eine Zusammenfassung der historischen Ergebnisse sämtlicher drei Teile und ein Kapitel über die Sprachmischung in der französischen Schweiz eingeschaltet ist. Im Uebrigen erörtert der Verf. auch in diesem letzten Teile zunächst die Sprachenverhältnisse

der einzelnen Gemeinden und schliesst daran eine Darstellung der charakteristischsten Lautgestaltungen der deutschen und romanischen Mundarten, wobei, wie in den frühern Teilen, die letztern den Löwenanteil davontragen. Wir wollen darüber nicht mit dem Verf. rechten; er hat auf Grund sorgfältiger Einzelforschungen die Erfahrung gemacht, dass die romanischen Patois auf dem ganzen Grenzgebiet unter sich mehr divergieren, als die deutschen, und ihnen infolgedessen eine eingehendere Behandlung gewidmet. Eines jedoch ist unseres Erachtens zu bedauern: da nun doch einmal das ganze deutsche Wallis auf seine Sprache hin untersucht worden ist, warum sind die so überaus altertümlichen deutschen Mundarten am Ost- und Südfusse des Monte Rosa unbeachtet geblieben? Freilich, politisch genommen gehören sie nicht mehr zur Schweiz; aber in diesem Falle hätte Z. füglich über den gezogenen Rahmen hinausgehen dürfen und müssen im Interesse der Sache sowol als wegen der effektiven Sprachverwandtschaft dieser piemontesischen Gemeinden mit dem Wallis. Vielleicht aber waren administrative Schwierigkeiten vorhanden, und diese sind oft schwerer zu überwinden als die topographischen.

Wir müssen es den Spezialforschern und insbesondere den Kennern der romanischen Mundarten überlassen, an den Einzelaufstellungen Kritik zu üben. Für uns sind die Resultate wichtiger. Interessant ist namentlich der statistische Nachweis des Rückgangs der deutschen Idiome in den Grenzgebieten, sowie die Thatsache, dass die Bezirke Sitten, Ering (Hérens), Siders, Leuk im Mittelalter romanisch waren, und dass die Sprachgrenze erst im 15. und 16. Jahrhundert von Gampel nach Siders vorgerückt ist.

„Die Germanisierung des Bezirks Leuk und der weiter westwärts gelegenen Volkszentren Siders, Sitten und Brämis war eine Folge der im 15. Jahrhundert begründeten unbedingten Suprematie des Oberwallis im kirchlichen und politischen Regimente der ganzen Thalschaft".

S. 100 ff. fasst Z. die historischen Ergebnisse seiner drei Untersuchungen zusammen, wobei man den Gesamteindruck gewinnt, dass das romanische Element, im Gegensatz zu den ehemaligen Fortschritten des germanischen, heutzutage an Einfluss zunimmt.

Für besonders wertvoll halten wir den Exkurs über die germanischen Ortsnamen im französischen Gebiet (S. 106 ff.). In den nordjurassischen Bezirken Pruntrut, Delsberg und Münster haben sich 23% „Weilernamen" erhalten; sie sind vermutlich auf fränkische Sesshaftigkeit zurückzuführen (S. 115). In der Südwestschweiz, besonders in den Bezirken Morges, Cossonay, Echallens, Moudon, Glâne, Gruyère und Saane treten an die Stelle der -weiler die -ingen (17%), in denen Z. burgundische Reste sieht. Der Umstand endlich, dass in den Ortsnamen des romanischen Wallis gar keine Spur germanischer Elemente mehr zu finden ist, berechtigt zu dem Schluss, dass die Unterwerfung dieses Landesteils durch die Burgunder und die Franken „lediglich politischen Charakter hatte und von keiner erheblichen Einwanderung deutschen Volkes begleitet war".

Dies einige Hauptpunkte, die wir hervorgehoben haben, um unser Interesse an dem Gegenstand zu bekunden. Dem Verfasser aber sprechen wir unsern herzlichsten Glückwunsch aus für die Vollendung seines verdienstvollen Werkes.

E. Hoffmann-Krayer.

Julius Cramer, Die Geschichte der Alamannen als Gaugeschichte. In: Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte, hg. v. O. Gierke. Heft 57. Breslau 1899. 8°. XVII + 579 SS. Preis 15 M.

Ein einheitliches Bild zu gestalten aus der Fülle der Einzelforschungen, die der alamannischen Vorzeit so vielfach sich zugewandt haben, ist eine Aufgabe, deren Lösung wohl als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen darf. Der Verfasser des vorliegenden Werkes betrachtet die Geschichte der Alamannen unter einem eigentümlichen Gesichtspunkte; sie ist ihm Ansiedlungs- und zugleich Gaugeschichte, von der territorialen Entwicklung ausgehend will er Verfassung, Wirtschaftsleben und äussere Schicksale der Alamannen in der Zeit ihrer nationalen Selbständigkeit erläutern. Demgemäss zerfällt der dargebotene Stoff in zwei Hauptabschnitte.

Das erste Buch „die Königszeit" ist vorzugsweise erzählenden Inhalts. Drei Ansiedelungsepochen werden unterschieden: die erste, während des dritten Jahrhunderts, in den rechtsrheinischen Gebieten von der Lahn bis zum Südabhang des Schwarzwalds; die zweite, im fünften Jahrhundert, von der ersten getrennt durch lange, wechselvolle Kämpfe mit den Römern, erstreckte sich auf das linke Rheinufer und Landstriche an der Donau; endlich die Rückwanderung, nach Verlust der nördlichen Gebietsteile an die Franken. Als Grundlage der Landesverteilung wird die Heeresverfassung angesehen. Die Tausendschaften wandelten sich in Gaue um, mit Königen an der Spitze. Das Gebiet des Gaues wurde an die Hundertschaften aufgeteilt, und diese wiederum überwiesen den Zehntschaften die Plätze zur Niederlassung, in Dörfern, Weilern oder Einzelhöfen.

Der zweite Hauptteil enthält die Beschreibung der Gaue, wie dieselben erkennbar sind aus den urkundlichen Quellen, welche von der Karolingerzeit an reichlich fliessen. Den Uebergang bildet eine Schilderung der Verfassungszustände in der Zeit der Grafen, die als Oberhäupter der Gaue an Stelle der Könige traten (Buch 2). Es folgen: (Buch 3) die alamannisch-fränkischen Gaue, (B. 4) die alamannischen Gaue des Stammlands, (B. 5) die neualamannischen Gaue des zweiten Rätien, (B. 6) die Bargrafschaften, (B. 7) die neualamannischen Gaue des Elsass und (B. 8) der Schweiz, nebst einem Anhang über Currätien. Massgebend für die Einreihung der Gau- und Grafschaftsnamen ist ein durchweg in den Vordergrund gestellter Gesichtspunkt. Die ursprünglichen Grossgaue zerfielen in Teilgaugrafschaften, später wurden auch blosse Hundertschaften zu Grafschaften erhoben; so sucht der Verfasser die territoriale Gliederung jüngerer Zeiten zurückzuführen

auf die älteste, deren Umrisse am Ende des vierten Jahrhundert aus Ammianus Marcellinus ersichtlich sind, und diese wiederum aus jener zu erklären.

Es kann nicht verhehlt werden, dass gegen die gesamte Auffassungsweise prinzipielle Bedenken vorliegen. Erst jüngst ist nicht ohne gewichtige Gründe der Zusammenhang zwischen den Gaugrafschaften und älteren Landeseinteilungen schlechthin geleugnet worden. Einer der namhaftesten deutschen Rechtshistoriker betrachtet die Hundertschaften in Alamannien als eine unter fränkischem Einfluss entstandene Einrichtung. Den Ausdruck Zehntschaften wenden die Quellen nicht in dem Sinne an, den ihm der Verfasser beilegt. Ob also sein gaugeographisches System Anklang finden wird, mag dahingestellt bleiben.

Dankenswert ist auf jeden Fall die von umfassender Litteraturkenntnis zeugende Schilderung der alamannischen Heldenzeit. Die sehr ausführliche Erörterung des für die Gaukunde verwertbaren Materials, erläutert durch die beigegebene Karte, gewährt einen Ueberblick, wie er bisher nur schwer zu erlangen war, und die Gaugeographie ist kein dürres Gerippe von Namen und Daten, sie gewinnt Leben und Wärme durch ihre innige Beziehung zu den geschichtlichen Vorgängen. In der Gestaltung, welche die Ansiedler dem Boden gegeben haben, auf dem sie sich niederliessen, offenbart sich ihr ureigenes Wesen. Diesem Gedanken, der dem Werke voransteht, wird man gern beistimmen.

G. C.

Troels-Lund, Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Autorisierte, vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung von Leo Bloch. Leipzig (B. G. Teubner) 1899. 8.° VI + 286 Seiten. Preis geb. 5 Mark. —

Wie jedes Buch, das unser Verständnis öffnet für die grossen Grundanschauungen einzelner Völker und Epochen, so begrüssen wir auch das vorliegende mit herzlicher Freude. Es liegt ein grosser, genialer Wurf in dem Ganzen, der den Leser fesselt und mitreisst.

Der Zweck des Verfassers ist ursprünglich, die Himmels- und Weltanschauung des 16. Jahrhunderts auf Grund einer Untersuchung der voraufgehenden Entwicklungsphasen darzustellen. Es soll also in grossen Zügen eine Geschichte des menschlichen Gedankens über die Daseinsbedingungen von Makro- und Mikrokosmos und ihrer bewegenden Faktoren entworfen werden. Dieser Plan ist mit grosser Genialität und Umsicht zugleich durchgeführt, indem die Himmels- und Weltbegriffe zunächst der Völker des Altertums aus den meteorologischen und klimatischen Verhältnissen heraus erklärt werden. Aus ihnen setzen sich die Bestandteile zusammen, aus deren Mischung dann, mit besonderer Betonung des (persischen) Teufelsglaubens und der (babylonischen) Sterndeutung die Grundanschauungen der Renaissance- und Reformationszeit hervorgehen. Eine tiefsinnige Beleuchtung der Gegenwart schliesst als schönste Partie des Buches das Ganze ab.

Man hat das Buch „die Bibel der Humanität“ genannt; das ist geschmacklos und trivial. Sicher aber ist, dass den Ausführungen

Troels-Lunds kein denkender Mensch gleichgültig gegenüber stehen wird. Mag man sie nun billigen oder verwerfen, so wird man immer den tiefen Ernst und die Sittlichkeit des Verfassers anerkennen müssen. Wie würde- und pietätvoll ist nicht die Gestalt Jesu von Nazareth, in dem der Verf. doch nur einen Sittenlehrer sieht, behandelt!

Für Manchen, der an eine strenge, empirische Forschung gewöhnt ist, möchte das Buch leicht etwas Aprioristisches an sich tragen; zumal da die meisten Behauptungen nicht durch konkrete Belege unterstützt werden. Wir haben aber durchweg den Eindruck, dass allen Thesen eine ernste Forschung zu Grunde liegt und der Ballast von Anmerkungen und Beispielen absichtlich — wenn auch vielleicht etwas zu radikal — weggelassen worden ist, um den Umfang des Werkes nicht zu sehr auszudehnen.

Auch im Einzelnen wird der Verf. noch manche Kontroverse erfahren, wie das ja bei der Natur des Gegenstandes nicht anders möglich ist; stets aber wird sein Buch zum Denken über die höchsten Dinge anregen und so, wenigstens prinzipiell, bei allen selbständigen Geistern Beifall finden.

Die Art und Weise, wie das Vordringen aus dem Teufels- und Gestirnglauben zu der zerknirschenden Erkenntnis eines unendlich grossen Alls, und von dieser durch das Studium des unendlich Kleinen zu dem Bewusstsein einer aufsteigenden Entwicklung nach der gottähnlichen Liebe hin, geschildert wird, gehört zum Schönsten, was in populärer Philosophie geschrieben worden ist.

Möge das Buch, das uns Bloch in einer vorzüglichen Uebersetzung zugänglich gemacht hat und von dem nun bereits eine zweite Auflage notwendig geworden ist, auch in der Schweiz viele Freunde finden.

E. Hoffmann-Krayer.

Histoire et description de Salvan-Fins-Hauts, par Louis Coquoz, instituteur. — Lausanne, imprimerie Charles Pache, 1899; in-8°, 271 pages. [1])

Après Emile Javelle, le chanoine Gross, M. Edouard Rod, Mario ***, M. et Mme Georges Renard, qui ont décrit le paysage et les habitants, recueilli les traditions et les légendes, il n'y avait guère qu'un enfant de la vallée qui pût encore enrichir notre connaissance de la région de Salvan et Fins-Hauts. Le petit livre que nous annonçons retrace, depuis les plus lointaines origines jusqu'à nos jours, l'aspect physique, l'histoire politique et militaire, les destinées des familles, le genre de vie et d'habitation, les mœurs, les coutumes et les croyances, les institutions civiles et religieuses, les conditions économiques et sociales, en un mot la civilisation progressive de cette contrée, naguère presque inconnue, mais désormais, hélas! livrée en proie aux touristes et aux hôteliers. Ayant charge d'âmes en son village natal des Marécottes,

[1]) Les pages 273 à 323, qui ne contiennent que des annonces, auraient dû être numérotées à part.

dans la commune de Salvan, M. Louis Coquoz n'est pas un de ces instituteurs dédaigneux du passé qui enseignent aux jeunes générations le mépris des usages et du patois des ancêtres. Comme nous, il regrette l'ombre des vieux arbres qu'on abat pour améliorer les routes, l'ancien costume qui seyait bien mieux aux femmes que la singerie des modes citadines, et les beaux chalets de mélèze bruni que remplacent peu à peu de vilaines bicoques maçonnées par des Italiens. Mû par l'amour de sa petite patrie alpestre, il a mené durant plusieurs années de patientes enquêtes dans les archives de l'abbaye de Saint-Maurice et des deux communes, et aussi dans les papiers des familles; car, tout comme les nobles et les bourgeois, ces montagnards ont leurs parchemins, et quelques-uns de leurs noms figurent dans des documents dont la date reculée pourrait flatter la vanité de maint petit seigneur. De ses recherches et de la tradition orale, M. Coquoz a tiré plus d'une anecdote piquante et bien des détails précis et pittoresques, grâce auxquels le passé obscur s'éclaire, s'anime et revit à nos yeux, côte à côte avec le présent.

A travers les quinze chapitres qui se succèdent un peu au hasard, je signale aux curieux de traditions populaires les points qui méritent le plus d'attirer leur attention: l'existence d'une grotte aux fées (p. 25), l'usage longtemps persistant de la numération par vingt (p. 47) et celui des « marques domestiques » (p. 50), l'histoire des pâturages (pp. 68-97), avec les légendes relatives à la *montagne* de Salanfe (p. 80), la mention d'un sourcier (p. 113), une bizarre recette pour faire des projectiles de chasse (p. 141), la description de pratiques religieuses et des coutumes funéraires locales (pp. 184 et 187), enfin (p. 193) une petite collection de dictons qui ne manquent pas de saveur et dont nous souhaiterions connaître la forme patoise. Beaucoup de noms de lieu indiqués par M. Coquoz ne se trouvent pas même dans l'excellent Guide de M. Aug. Wagnon, *Autour de Salvan* (2de édition, Lausanne, 1895). Je félicite notre auteur d'avoir osé, quoique maître d'école, s'affranchir parfois de l'orthographe officielle et, par exemple, au lieu de *Triquent*, écrire *Tretien*, qui se rapproche beaucoup plus de la prononciation locale. En recueillant quelques noms de lieux aujourd'hui abandonnés et le plus possible de formes anciennes des noms encore en usage, il aura apporté une utile contribution à la géographie historique et à l'étude des patois du Valais. Malheureusement, comme il n'indique jamais la provenance exacte de ses renseignements, il est impossible de vérifier ces allégations toujours sujettes à caution.

En jugeant cet ouvrage, il ne convient pas de se placer au même point de vue que pour apprécier l'œuvre d'un littérateur ou d'un érudit de profession. Vous n'attendrez pas d'un quasi-autodidacte une histoire vraiment critique et documentée. Vous ne trouverez pas mauvais qu'il ne manifeste aucun scepticisme à l'endroit des fameuses « inscriptions préhistoriques » signalées à Salvan par M. Reber, [1]) et qu'il prenne au

---

[1]) Je n'entends pas contester le mérite ni l'intérêt des découvertes de M. Reber et je m'associe de grand cœur à sa campagne pour la conservation des singulières entailles pratiquées dans les rochers de Salvan et d'autres lieux. Mais son interprétation de ces dessins laisse place à bien des doutes.

grand sérieux les élucubrations d'un M. Léon Franc, chimiste à Monthey, qui a renouvelé il y a quelques années les absurdes hypothèses de Bridel et des autres celtomanes sur l'origine du français et de nos patois romands. En faveur de quelques jolies pages, vous pardonnerez aussi à M. Coquoz son style trop déclamatoire et trop peu châtié. Si l'on tient compte des circonstances défavorables au milieu desquelles ce livre a été écrit, on ne marchandera pas l'éloge à son auteur. Je ne saurais assez louer le bel exemple que nous donne ce modeste instituteur, demeuré paysan, en consacrant ses forces et ses rares loisirs au service de la patrie et de la science.

E. M.

Französische Volkslieder. Ausgewählt und erklärt von Dr. Jakob Ulrich. — Leipzig, 1899; in - 8°, XXXII—176 pages.

Dans la foule innombrable des chansons populaires françaises qui ont été recueillies et publiées depuis une quarantaine d'années, M. Ulrich nous semble avoir fait un choix aussi judicieux qu'agréable. Il y a joint, ce qui manque au charmant recueil posthume formé par les amis de Maurice Haupt, une introduction et des remarques destinées à orienter le lecteur dans une province peu connue de la littérature française et à l'initier à ce travail de comparaison sans lequel il ne saurait y avoir d'étude scientifique de la poésie populaire.

Malheureusement, si le dessein de M. Ulrich est digne de louange, l'exécution en trahit plus de hâte que de soin, de goût et de réflexion. L'introduction est insuffisante et, si l'on fait abstraction des nombreuses citations, qui se lisent avec plaisir, n'offre guère qu'une suite d'observations banales ou superficielles. Trop de pages sont perdues à établir, ce qui ne fait de doute pour aucun homme cultivé, que nos classifications ne s'adaptent jamais que très imparfaitement à la réalité. Encore n'aurait-il pas fallu choisir, pour le démontrer par un exemple frappant, les chansons du type:

Il y a un loup dedans un bois,
Le loup ne veut pas sortir du bois,

ou, en allemand: *Joggeli wot go Birli schüttle;* car ces chansons et les nombreuses formules analogues, connues en français sous le nom de *randonnées,* forment précisément un groupe bien distinct et facile à caractériser.

L'arrangement du recueil laisse beaucoup à désirer. Pourquoi les numéros 1–39 sont ils intitulés *ballades* et les numéros 45–61 *romances?* Sous la rubrique des *pastourelles* figurent plusieurs morceaux qui n'appartiennent pas au genre pastoral, comme la célèbre chanson dialoguée des *Transformations* (n° 79). L'on ne devrait jamais réunir sous un numéro d'ordre et un titre uniques des pièces qui ne sont pas de simples variantes d'une seule et même chanson, mais (comme 73 b et c) des versions différentes du même thème, à plus forte raison qui n'ont en commun (comme 68 a et b; 73 a, b–c et d; 119 a et b) que leur donnée générale ou la qualité des personnages mis en scène. Mainte identification, maint groupement, proposés dans

les remarques (14 et 15–18; 19–20 et 4–8) ou dans l'introduction (5 et 6; 97, 175 et 176), ne sont fondés que sur de vagues et lointaines ressemblances et ne méritaient pas d'être signalés.

La disposition typographique des vers et des strophes et leur numérotation sont parfois arbitraires ou peu intelligibles, et rarement satisfaisantes. Tantôt les longs vers de nos chansons populaires sont imprimés sur une seule ligne; tantôt, ainsi que dans les *romances* espagnols, chaque hémistiche est traité comme un vers distinct, sans que d'ailleurs ces variations s'expliquent par une scrupuleuse fidélité à la lettre des textes originaux. Comparez, à ce point de vue, les n°s 136, 137 et 139, tous trois empruntés au même volume de la collection Rolland. Nombre de pièces, telles que les a réimprimées M. Ulrich, sans les refrains et les répétitions caractéristiques, ne sont plus que les squelettes des chansons originales. Voyez, par exemple, au n° 112, à quoi s'est réduite, par une mutilation barbare, celle du *Bobo de la jeune fille*, dont je n'ai pu apprécier toute la grâce malicieuse qu'en recourant au texte de M. Rolland. Il n'est point nécessaire de répéter noir sur blanc tout ce que l'on répète en chantant et en dansant; mais il importerait que les répétitions fussent toujours indiquées par un mot ou par un signe quelconque.

Faute d'une bibliographie complète et systématique, plus d'un lecteur ne pourra tirer parti des renvois à Quépat, auquel est emprunté le n° 38 b, à Haupt et à Nigra, qui sont à plusieurs reprises cités dans les remarques. Les références ne sont d'ailleurs pas toujours exactes. Dans le glossaire, qui serait mieux à sa place à la suite des chansons qu'à la fin de l'introduction, on est surpris de trouver des mots qui ne manquent à aucun dictionnaire (*catin*, *luron*, *marri*), et l'on en cherche en vain d'autres qui sont beaucoup moins familiers à un Français instruit. Les trop nombreuses fautes d'impression ne sont pas toutes relevées à l'errata.

E. M.

La Chanson de l'Escalade en langage savoyard, publiée avec d'autres documents sur cette entreprise par Eugène Ritter. — Genève, H. Kündig, 1900; petit in-8°, 65 pages.

Notre savant collaborateur, M. Eugène Ritter, dont on connaît les importants travaux sur l'histoire littéraire de la Suisse française et de la Savoie, vient de publier une nouvelle édition de la célèbre *Chanson de l'Escalade*. Le texte en « a été établi par la comparaison de quatre anciennes éditions. » Il est accompagné d'une traduction, « ou plutôt » d'une « transcription française », dans laquelle M. Ritter a inséré les principales variantes et expliqué des allusions difficiles à comprendre. A la suite du poème sont reproduits quelques documents peu connus concernant l'entreprise de décembre 1602. La popularité dont jouissent toujours à Genève les souvenirs de l'Escalade assure à cette jolie plaquette de nombreux lecteurs, même en dehors du monde des érudits. Sauf erreur, le *Cé qu'è lainô* n'avait plus été réimprimé

en entier depuis la publication des *Chansons de l'Escalade,* en 1845, par les soins de l'éditeur Jullien.

Composée sous l'impression immédiate de l'évènement, par un Genevois qui s'est servi de son patois local de préférence au français, [1]) la *Chanson de l'Escalade* est moins précieuse comme document d'histoire que comme texte de langue. Les idiomes de la Suisse romande n'ont été écrits que fort tard, et les rares textes genevois, fribourgeois, jurassiens, antérieurs au *Cé qu'è lainô* ne sont comparables ni pour l'importance ni pour l'étendue à ce poème en soixante-huit quatrains de vers décasyllabes. Malheureusement, la nouvelle édition ne se prêtera pas à des recherches linguistiques conduites avec la minutieuse précision que l'on exige aujourd'hui. Les anciens imprimés, écrit M. Ritter (p. 31), offrent entre eux « des différences, soit pour *les leçons:* j'ai donné les principales variantes; — soit pour *la graphie:* la prononciation du patois varie de village à village, et chacun de ceux qui l'écrivaient suivait sa manière de le prononcer; il est tout simple aussi que ces textes aient été imprimés avec beaucoup de laisser-aller. Dans ce fourmillement de formes diverses, j'ai choisi celles qui m'ont paru les meilleures, de façon à obtenir un texte cohérent. »

Ainsi l'éditeur, jugeant impossible d'appliquer à la reconstitution du texte original une méthode critique rigoureuse, s'est fié à son goût personnel, assurément très éclairé et très délicat. Le petit nombre de variantes qu'il a fait connaître ne permet pas de contrôler son choix, encore moins de compléter par l'examen et la comparaison des formes écrites les données que nous fournissent les assonances et la mesure des vers sur les façons de parler de l'auteur et de ses contemporains. Nous espérons que M. Ritter voudra bien compléter à l'usage des philologues sa présente publication, en nous donnant dans quelque revue spéciale le recueil complet des variantes du *Cé qu'è lainô.* Nous serions également curieux d'apprendre ce qu'on peut savoir au sujet de la musique de cette chanson et de sa popularité dans la Genève de l'ancien régime.

E. M.

Fragekasten. — Informations.

Gebäckformen.

Der Unterzeichnete stellt im Interesse der Volkskunde die Bitte, ihn in einer Arbeit über sog. Gebildbrote oder über Gebäckformen, die einen bestimmten, lokal üblichen Typus haben, zu unterstützen. Nur durch ein grosses Material von Original-Gebäcken ist es möglich, eine Uebersicht und Vergleichung der Formen und so ein für die Volkskunde wertvolles Resultat dieser Forschung zu erhalten und zu gewinnen. Jeder Beitrag ist willkom-

---

[1]) Sur l'usage du patois et du français dans l'ancienne Genève, voir les *Recherches sur le patois de Genève*, publiées par M. Ritter au tome XIX des *Mémoires de la Société d'histoire et d'archéologie de Genève.*